

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 12.

Freitag, 15. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

Roman von Fritz Skowronnek.

23. Fortsetzung.)

Der alte Wildddieb war in dem Augenblick, als Rante sich seiner Verzweiflung überließ, aus der Betäubung erwacht. . . . Mit der Hand hatte er nach der Nase gefaßt, wo er einen kleinen Schmerz verspürte. . . . Der Schädel brummte ihm, weil die Kugel nicht nur den Nasenknorpel geschlagen, sondern auch das Nasenbein geschrammt hatte. Trotzdem begann sein Gehirn sofort zu arbeiten.

Er drehte sich wieder auf den Bauch. . . . Von dem Forstbeamten sah er nur den halben Körper. . . . Sofort griff er zur Büchse. . . . dabei kam ihm zum Bewußtsein, daß sie nicht geladen war. . . . Und ohne Geräusch würde das nicht abgehen, wenn er sie zu laden versuchte. . . . Jetzt hörte er Mooslehner sprechen, also stand noch ein zweiter hinter dem Baum. . . . Ohne sich zu besinnen, schob er sich auf dem Bauch rückwärts. . . . Zehn Meter, aber in der Richtung, bei der ihm die Eiche Deckung gab. . . . Dann richtete er sich auf, schlich mit langen, unhörbaren Schritten davon. . . . Jetzt verschwand er im Graben und lief gebückt bis zum Waldbrand.

Dort blieb er stehen und lud die Büchse. . . . In ihm kochte und garte es. . . . Die beiden Grünröcke standen im hellen Mondschein in Schutzweite von ihm auf der Wiese, wie zwei Scheiben. . . . Er konnte sie beide umlegen, wenn sie sich bloß ein Stück von der Eiche entfernten. . . . Einen abschließen, wenn der zweite geraten konnte, hinter der Eiche Schutz zu suchen, hatte keinen Zweck. . . . Er baute das Gewehr an und strich an der dicken Kiefer, hinter der er stand, an und lauerte.

Er war schon in Versuchung, abzudrücken, als Schnabel sich zehn Schritte von der Eiche entfernte. Er verfolgte die Spur, die der Wildddieb bei seinem Rutschen hinterlassen hatte. . . . Wenn er jetzt den Mooslehner aufs Korn nahm, dann geriet Schnabel nicht mehr, hinter die Eiche zu flüchten. . . . Da schien es ihm, als wenn die Kiefer, an der er lehnte, zu schwanken begann. . . . Er hörte ein Singen und Summen in seinen Ohren. . . . Bewußtlos sank er hinter dem Baum zusammen. . . .

In demselben Augenblick wie Rante hatte auch Mooslehner das Verschwinden des Wildddiebes bemerkt. „Da soll gleich das heilige Kreuzmilionenschloßschwere-notdonnerwetter“ — das Kraftwort hatte er vom Forstmeister gelernt — „dreinschlagen! Da, das ist 'ne schöne Bescherung, Rante. . . .“

„Ja, Karl, und das fällt auch auf mein Schuldkonto. Wenn ich sofort den Kerl angerufen hätte und ihn mit vorgehaltener Büchse gezwungen hätte, sich zu ergeben, dann wäre auch das nicht passiert. . . .“

„Ach laß doch diese dummen Geschichten endlich ruhen. . . . Bist du sicher, daß es der Raujoks war?“

„Aber Karl, solch einen großen Kerl haben wir in der ganzen Umgegend nicht. . . .“

„Na, dann heißt es Trab zu ihm nach Hause. . . . Was war das?“

„Ich habe nichts gehört“, versicherte Rante. . . . „Es hörte sich so an wie ein Knaden und Scharren. . . .“

„Irgendein Tier, das vor uns ausgerückt ist. Ich halte es auch für überflüssig, uns jetzt noch den Weg nach Bersmeningken zu machen. So klug ist der doch auch, daß er jetzt nicht nach Hause geht und sich ins Bett legt. Der sucht sich doch irgendwo einen Schlupfwinkel bei Verwandten. . . . Und wenn er sich wieder ausgeleckt hat und zum Vorschein kommt, dann fassen wir ihn.“

„Oder wir lassen ihn laufen und halten das Maul. Wir haben bei diesem Vorfall nicht sehr gut abgeschnitten, mein lieber Rante. . . . Wie sollen wir das dem Alten erklären, daß der Kerl zwei Schritt vor uns angeschossen liegt und sich doch aus dem Staube machen kann. Ich denke, wir gehn ruhig nach Haus und halten reinen Mund.“

„Das sagst du so, Karl; aber wenn einer von den Kollegen die Schüsse gehört hat und meldet?“

„Das fehlte bloß noch. . . . Nein, du hast recht, wir müssen dem Alten soviel erzählen, wie nötig ist. Dir ist übel geworden vor Hunger oder Aufregung und du hast dich an die Eiche gelehnt. . . . Ich habe dich halten müssen. . . . Dabei hat sich der Raujoks fortgeschlichen. . . . Wir konnten nicht ahnen, daß er so schnell aus seiner Betäubung erwachen würde. . . . Wenn wir den Alten bitten, uns nicht zu verraten. . . .“

„Na ja, das wollen wir tun, aber nun komm. Ich habe mächtigen Hunger. . . .“

Schweigend schritten sie zum Waldbrand. . . .

„Wenn der Kerl nach dieser Seite gelaufen wäre, er hätte uns abschließen können wie zwei Rehböcke“, meinte Mooslehner. Ein tiefes Stöhnen unterbrach ihn. Blitschnell riß er beide Grünröcke die Büchse von der Schulter. . . . Da jetzt wieder das tiefe Grumzen, Stöhnen. . . . Jetzt sprang Rante ohne Besinnen durch das dicke Unterholz. „Hier liegt er, Karl. . . . der Raujoks.“

Eiskalt lief es ihm über den Rücken.

Was Mooslehner eben gesagt hatte, war nur zu richtig. . . . Da lag der Wildddieb auf einem Haufen zusammengesunken und neben ihm die geladene und gespannte Büchse. . . . Hinter der Kiefer hatte er im Anschlag gestanden. . . . Jetzt wußte Mooslehner sich das Geräusch zu erklären, das er vorher gehört hatte. . . . Während Schnabel die Büchse aufnahm und entlud, band Mooslehner dem bewußtlosen Wildddieb die Hände zusammen. Dann rüttelte er ihn.

Mit blödem Ausdruck blinzelte Raujoks die beiden Grünröcke an. „Guten Abend, was wünschen Sie von mir.“

„Berstellen Sie sich nicht und stehen Sie auf. . . . Sie müssen mit uns nach der Oberförsterei gehen.“

Stöhnend ließ der Wildddieb den Kopf sinken.

„Das kann doch nur Verstellung sein“, meinte Nante. . . . „Fah an, Karl, wir wollen ihn erst mal auf die Beine stellen.“

„Wart mal, Nante, ich habe im Rucksack noch einen Schluck.“ . . . Er nahm die Flasche und setzte sie dem Wilddieb an den Mund. „Das schmeckt, Naujoks, nicht wahr? Nun reißen Sie sich zusammen und kommen Sie mit, den kurzen Weg zur Oberförsterei werden Sie zu Fuß machen können. . . . Im Notfall führen wir Sie.“

Jetzt erst war Naujoks zum vollen Bewußtsein gekommen. Mit weit aufgerissenen Augen, die in dem geschwärtzten Gesicht merkwürdig leuchteten, sah er Mooslehner an. Sein Arm hob sich krampfhaft und zerrte an der Fessel.

„Sie werden sich schon in Ihr Schicksal ergeben müssen. Ein zweites Mal lassen wir Sie nicht mehr aus den Fingern“, rief Mooslehner. „Nante, fah an, er muß marschieren.“

Mit einem Ruck hoben sie den schweren Mann auf und stellten ihn auf die Beine. . . . Er schwankte wie ein Betrunkener.

„Verstellen Sie sich nicht, Sie müssen vorwärts.“ Stolzpernd ging Naujoks zwischen ihnen. Manchmal schwankte er so stark zur Seite, daß er beinahe seine beiden Begleiter umriß.

„Ich bin wirklich schwitzig geworden von dem Schleppen“, rief Nante, als sie den Wilddieb auf der Veranda der Oberförsterei auf einen Stuhl niederließen. . . . Dann lief er an das Schlafzimmer des Forstmeisters und klopfte an.

„Wer ist da?“

„Mooslehner und Schnabel, wir haben den Naujoks erwischt.“

„Den Naujoks? Einen Augenblick, ich komme gleich.“ . . . Fünf Minuten später schloß der alte Herr die Haustür auf, er war in voller Uniform. „Bringen Sie ihn in die Amtsstube. . . . So . . . Kann denn der Kerl nicht stehen? Was hat er da an der Nase?“

„Einen kleinen Streifschuß, Herr Forstmeister.“

„Na, das werden wir ja alles erfahren; Schnabel, setzen Sie sich und schreiben Sie das Protokoll. Makunischen, den soundsobielsten. . . . Vor dem Unterzeichneten erschienen . . . und gaben folgendes zu Protokoll. Gestern abend. . . . Nun diktieren Sie, Mooslehner.“

Ruhig und klar bis in alle Einzelheiten gab Karl seine Aussage ab, die vom Forstmeister Wort für Wort wiederholt und Nante in die Feder diktirt wurden. Naujoks sah in sich zusammengesunken, den Kopf auf der Brust, auf einem Stuhl. Manchmal wankte er so, daß Mooslehner ihn halten mußte. . . .

Nun mußte Schnabel seine Aussage machen, während Mooslehner das Schreiben übernahm. Er sagte ruhig aus bis zu der Stelle, wo er sein Eingreifen schildern mußte. Da stockte er. . . . „Ich war so erregt und erhitzt von dem schnellen Laufen“, sagte Mooslehner laut und schrieb es nieder, „daß ich mich einige Augenblicke jammeln mußte.“

„Jawohl, so war es“, bekräftigte Nante tief atmend. . . . „Da sah ich, wie Naujoks seine Büchse hob. Nun hielt ich einen Anruf für aussichtslos und schob.“

„Jawohl . . .“

„Als ich bei dem Wilddieb, der still liegen blieb, ankam und ihn umdrehte, erschrak ich so sehr, daß mir ganz übel wurde.“

„Jawohl . . .“

„Ich lehnte mich an die Ecke. . . . Mein Kollege Mooslehner faßte mich um und sprach mir ermunternd zu.“

„Jawohl . . .“

„Diesen kurzen Augenblick benutzte Naujoks, der erwacht war, und schlich sich fort.“

„Jawohl, Herr Forstmeister . . .“

„Nach längerem Suchen . . .“

„Nein, Herr Forstmeister“, rief Nante, „wir waren so verblüfft, daß wir uns darüber unterhielten, ob wir nach Bersmeningten nachgehen sollten. Da wir es für aussichtslos hielten, beschloßen wir, nach Hause zu gehen. Am Waldrand fanden wir Naujoks bewußtlos.“

„Na, dann schreiben Sie, wie es richtig ist. . . . So, und nun lesen Sie das Protokoll vor. Naujoks, hören Sie. . . . Sie müssen es unterschreiben, aber vorher Ihre Einwendungen machen.“

Er trat zu dem Mann und schüttelte ihn. Dann nahm er die Lampe vom Tisch und leuchtete ihm ins Gesicht.

„Ein ganz geringer Blutverlust. . . . Aber es kann eine Gehirnerschütterung gegeben haben. . . . Ich möchte die Verantwortung nicht übernehmen, daß der Mann länger als irgend nötig ohne ärztliche Behandlung bleibt. . . . Schnabel wecken Sie den Johns und lassen Sie anspannen. Einer von Ihnen muß noch heute mit Naujoks nach Billfallen ins Krankenhaus fahren. . . . Ich werde sofort den Aufnahmeschein schreiben. Und sorgen Sie dafür, daß er sofort vom Arzt untersucht wird.“

„Na, dann werde ich schon fahren“, meinte Mooslehner resigniert, „sonst kommt uns Schnabel vor Hunger um.“

„Das war eine Reihe von glücklichen und unglücklichen Zufällen, meine Herren“, sagte der Forstmeister zu den beiden Grünröcken, als Schnabel zurückgekehrt war. „Aber das muß ich Ihnen erklären: Mit Ruhm haben Sie sich dabei nicht beledert. Ihr Mitgefühl für den Kollegen in allen Ehren, lieber Mooslehner, aber erst kommt die Pflicht und dann das Vergnügen. Guten Morgen, meine Herren.“

(Fortsetzung folgt.)



Sinter feinen Manieren können sich ebenso gut niedrige Gesinnungen verbergen, wie hinter Lächeln zerrissene Strümpfe.
Gertrud Wolff-Dirshberg.

Stimmungsbilder aus einem flandrischen Lazarett.

Wenn sich die Helferinnen, die sich in gar großer Anzahl zu den Kranken drängten, vorgestellt haben, mit einer Rose an das Belt eines Offiziers treten und so glauben, ihre Tätigkeit sei erledigt, dann haben sie sich bitter getäuscht. Die Arbeit der Helferin und der Schwester ist eine gar strenge und gar schwere. Hier in F. haben wir endlich unser Lazarett einrichten können, auch das war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Zuerst mußten sich einige Schwestern aufmachen, um unter Bedeckung von Landwehrlieuten die Dinge aus der Umgegend zu holen, die wir nötig hatten. Da wurde nicht lange gefragt, wer gehen und fahren will, die kräftigsten und widerstandsfähigsten wurden ausgesucht, und dann ging es trotz des Nebels, trotz der bitteren Kälte hinaus. Aber wir schafften alles zusammen, da hauptsächlich diejenigen Schwestern genommen wurden, die flandrisch und französisch sprachen. Rot und blau gefroren kamen wir wieder, die Hände eisig kalt, kaum imstande, sie zu öffnen und zu bewegen. Nun wurde unser Lazarett fertiggemacht, und dabei gab es harte und schwere Arbeit. Viele Helferinnen standen am Spültisch, den wir uns kunstgerecht zurecht gemacht hatten, und wuschen die Tassen, die Teller und Bestecke. Eine Schwester sah mich an, „Ich habe mörderisch Hunger“, meinte sie, da holte ich aus der Tasche ein eingewickeltes Stück Speck und sie steckte es rasch in den Mund. Sie kam mir bekannt vor, und es ist seltsam, aber ich erinnere mich, daß ich sie schon einmal im Leben getroffen hatte, sie ist die Frau eines sehr reichen Mannes gewesen, und ich ärgerte mich einmal über sie, da sie sagte, daß sie „lieber sterben wolle“ als Rindfleisch essen. Jetzt ist sie von bezarrten Auserungen weit entfernt, sie war froh, daß sie ein Stückchen Speck bekam. Ich erinnerte sie an ihre Auserung, und sie sah mich groß an und nickte und meinte: „Ja, aber Schwester Ruth, jetzt ist das alles doch so anders, und ich kann mir kaum

erklären, wie ich es fertig gebracht habe, so lange ein so kindisches Geschöpf zu sein." Nein, kindisch ist sie nicht mehr, sondern fleißig, immer bereit, alles zu tun, was man von ihr verlangt. Draußen auf dem Hofplatz wurde Holz zerkleinert, damit wir die Zimmer der Kranken heizen können. Eine wunderbare Stimme, goldenhell und klar, begleitet das einformige Schlagen. Ich schaue durch das Fenster und sehe eine hochgewachsene Blondine, die die Art mit einer Grazie schwingt, als habe sie nie etwas anderes getan. Die Kranken, die schon auf ihrem Lager ruhen, lächeln und lauschen. „Wer singt? Wer hat eine so schöne Stimme von den Schwestern?“, fragt der Oberstabsarzt. Eine andere weiß es, „das ist Schwester Ortrud, sie war bisher Hofopernsängerin in L. Noch vor dem Kriege, als es „brenzlig“ stand, hat sie sich als freiwillige Helferin gemeldet, und jetzt ist sie schon Schwester.“ Sie kommt beladen mit dem Holz herein, das schöne Gesicht entsetzt von der Kälte, die Haare wirr, große Tropfen darin. Ich muß unwillkürlich daran denken, wie sie wohl sonst jeden Morgen stundenlang vor dem Spiegel gesessen, jede Falte ängstlich beobachtend, gepflegt, das Haar duftend, die Hände weiß und die Nägel rosig. Jetzt sind die Hände blau, die Nägel haben den Glanz eingebüßt, und sie hockt vor dem Kamin, steckt Scheit um Scheit in das Loch der Feuerung und sieht verträumt noch einen Augenblick in die Flamme. Da, sie wird hell, sie leckt und züngelt. Das ist nämlich bei weitem nicht immer der Fall, oft genug geht das Feuer wieder aus, das Holz ist naß, wir müssen sparsam mit dem Feuerzeug umgehen, denn die Streichhölzer sind rar und die belgischen brennen gar so schlecht. Man kann in Verzweiflung geraten, wenn die Flamme klein wird und immer kleiner, und dann endlich mit einem leisen Seufzer erlischt. Und die Kranken freieren, der Gedanke allein, daß Feuer im Kamin ist, beruhigt sie schon.

Geradezu glücklich sind wir, wenn wir draußen auf dem Herd etwas Wasser wärmen können, um Wärmefrühen zu machen. Wir verwenden alles dazu, Steinfüßen, die wahrscheinlich einst dazu gedient haben, Schnaps aufzunehmen. Weinflaschen, die leer sind, aber glücklicherweise noch unbeschädigt. Und dann finden wir ein Fachwerk, einen Stein, den wir erwärmen und schnell in das Bett legen, den Verwundeten zu Füßen. Ach, es gewährt Glück, zu sehen, wie über das müde Gesicht ein Lächeln fliegt, wie der Soldat seine Glieder streckt. „Schwester, wohl“, murmeln seine blassen Lippen, und die Tränen kommen uns in die Augen. Aber nein, wir sind nicht etwa wehleidig, wir werden im gewissen Sinne hart und sind doch wieder weich. Wir rufen zuweilen ein scheinbar schroffes Wort, wenn einer laut stöhnt. Und ein Ahtzehnjähriger, ein junges Mädchen, gibt mir neulich, während ihm der Schalk aus den Augen lacht, zur Antwort: „Ja, Schwester, wir Männer können eben keine Schmerzen ertragen, ohne zu jammern, darin seid ihr Weibskleute uns über“. Na, wir haben nicht wenig gelacht, als der kleine Freiwillige sich als Urtyp der Männer hinstellte. Aber als wir das schwarzweiße Band an seinem Nack erblickten, da wußten wir, daß er ein Mann ist. Es wird still, die Nacht kommt. Wir Schwestern schleichen leise auf Besensspitzen aus den Räumen in die anderen. In unserem Zimmer ist es bitter kalt, man sieht den Hauch beim Sprechen in dicken Schwaden. Wir kleiden uns nicht aus, sondern legen uns hin, wie wir sind, vielleicht braucht man uns. Draußen vernehme ich Stimmen. Ich erhebe mich, werfe einen Blick in die Küche. Da steht Schwester Ortrud, die gefeierte Sängerin, und neben ihr Schwester Sybille, eine Rheinländerin, die kurz vor ihrem Dr. phil. stand, als der Krieg ausbrach. Sie schälen Kartoffeln und waschen das Geschirr ab. Und sie erzählen von der Heimat und vom Frieden.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Patrouillengang . . . Nachstehendes Stimmungsbild entnehmen wir einem an uns gerichteten Feldpostbrief. — Ich hatte als Offizier vom Dienst den Bataillonsbefehl, sämtliche Wachen, Posten und Patrouillen von nachts 4 Uhr ab zu revidieren. Punkt 3/4 Uhr wedten mich meine beiden Begleitmannschaften. Eingewickelt bis zur Nasenspitze trat ich nach 10 Minuten auf die Straße und hatte bei dem messerscharfen Ostwind, der von der Wätschel herstach, dennoch das Gefühl nackt zu sein. Ich ließ die Seitenge-

wehre aufpflanzen und die Waffen laden. Dann trottelte mir los. Die Innenwachen und Posten hatte ich nach einiger Zeit erledigt und war beinahe froh, dem trotz elektrischer Taschenlampe halbsbrecherischen Pflaster entronnen zu sein und auf die Landstraße zu kommen, die nur alle 30 Meter einige metertiefe Löcher aufweist. Ich kam gerade zurecht, als die Einlaßdoppelposten ein von Blöglamer kommendes Auto mit lautem „Wer da!“ anhielten. Das Auto trug eine seltsame Last. Auf seinem Vorderfuß war ein Sarg befestigt. Die Posten traten betreten zurück. Ich starrte auf den Sarg und hatte ein wehes Gefühl bei der Feststellung, daß es nicht möglich gewesen war, ihn in eine horizontale Lage zu bringen. Schlecht mußte sich's drin ruhen. Ein Leutnant stieg aus, flüsternde Erledigung konventioneller Höflichkeiten. Er war Adjutant und brachte seinen gefallenen Major nach Thorn. Der Lohbe hatte sein Ende vorausgesagt und flehenfroh gebeten, ihn in die Heimat zu bringen. Heulende Windstöße rissen uns die Worte vom Munde weg, doch war es warm zwischen dem Leutnant und mir. Unwillkürlich hielten wir uns bei der Hand. Der scharfe russische Wind stürzte sich in die Falten der Zeltbahn, die den Sarg bedeckte, und es gelang ihm, eine Ecke loszureißen. Eine rohe Kiste kam zum Vorschein — o lieber Gott! Ich zeigte den Weg, der Leutnant stieg ein, meine Leute nahmen Haltung an, ich salutierte. Das Auto setzte sich langsam in Bewegung. Das Plattern der Zeltbahnhede habe ich ganz ernsthaft für den Abschiedsgruß des toten Majors genommen . . .

Unter Fang! (Originalbrief.) „Villa Duckdich“, zweiter Weihnachtstag. Nun geht das liebe Weihnachtstfest schon seinem Ende zu und es war fürwahr kein Fest der Liebe und des Friedens für uns hier in Ostpreußen. Der Russe hatte sich im Glauben, daß unsere Wachsamkeit in der heiligen Nacht lässiger sein werde als sonst, zu einem furchtbaren Angriff gerüstet, und der erste Weihnachtstag wurde zu einem Schlachttag. Doch ich will hübsch der Reihe nach berichten, um nichts zu vergessen. Am 23., nachmittags, mußte die Batterie zur Bescherung antreten. Nur die erste Geschützbesatzung, wir zehn Mann, mußten in der Batterie bleiben. Kamerad S. und ich schmückten ein Kiefernbaumchen. Kerzen hatten wir genügend, und wir feierten schon im voraus ein wenig Weihnachten allein in unserer unterirdischen Villa. Inher uns war nur noch Boby zugegen, ein hübscher und schon sehr anhänglich gewordener Schäferhund, den ich vor acht Tagen aus R. mitgebracht hatte, und der sich bei uns sehr wohl zu fühlen scheint. Er kennt mich in der ganzen Batterie, und wenn in Linie angetreten wird, sieht er brav zu meinen Füßen. Nun lag er im Stroh unter unserem brennenden Baumchen und blinzelte in den Lichterchein. So haben wir still und ganz allein Vorfeier gehalten. Doch sollte die Freude nicht von langer Dauer sein, denn plötzlich ertönt vom Telefonstand der Ruf: „An's Geschütz!“ Da hieß es vom frohen Weihnachtstlied Abschied nehmen. Wir gaben einige Dugend Schuß ab, es war schneidend kalt und trockener Schnee peitschte uns ins Gesicht. Noch mehrmals wurden wir in dieser Nacht heraus gerufen. Endlich am Morgen wurden wir abgelöst. Im Quartier angekommen, ging dann unsere nachträgliche Bescherung vonstatten. . . . Anderen Morgens ging's zur Batterie. Um 6 Uhr durch R. kommend, hörten wir von allen Seiten ein ganz furchtbares Maschinengewehrfeuer. Bald mischten sich auch die Feldhaubitzen und Mörser ein und dann dauerte dieses Konzert bis in den späten Vormittag ununterbrochen. Um 11 Uhr brachten sie die ersten russischen Gefangenen. Und nun will ich Euch erzählen, wie ich mit Kamerad S. zusammen einen russischen Hauptmann gefangen genommen habe. Unser Beobachtungsstand liegt etwa 1000 Meter vor der Batterie. S. und ich meldeten uns freiwillig, um das Essen dorthin zu tragen für den Leutnant und einige Beobachter. Den Karabiner auf der Schulter, den Kochtopf zwischen uns tragend, machten wir uns auf den Weg. Da sahen wir plötzlich einen einsamen Wandler etwa 200 Meter links über die Schneefläche schreiten. Die Gestalt kam uns verdächtig vor. Wie auf Verabredung setzen wir dann plötzlich den Stöpsel nieder, ich reihe den Karabiner herunter und laufe mit dem Rufe: „Stopp, stoh!“ (Salt!) auf den Mann los. Er schrickt zusammen, hebt die Hände hoch und stößt unverständliche Laute aus. Inzwischen war auch S. herbeigeeilt. Wie wir den Russen aus der Nähe besahen, fällt uns sein elegantes und vornehmes Äußeres auf. Er trug einen ganz eng anliegenden Rock, hohe Reitstiefel,

Eine grautwollene, mit bunter Rosarde und goldenen Treppen versehene hohe Mütze, aber keinen Mantel. Wir gaben ihm nun zu verstehen, voranzugehen und spazierten, hocherfreut über unseren Gang, den Kochtopf im Stich lassend, zur Batterie zurück. Untertwegs suchten wir aus ihm herauszubringen, ob er Deutsch versteht, er konnte einige Broden und sagte: „Mantel — Wald“ und machte eine Bewegung, als ob er einen Mantel auszüge und auf den Boden würfe. Dann sagte er die Hand an den Hals legend: „Trinken“ und es schien, als habe er Schmerzen und sei überhaupt sehr müde und heruntergekommen. In der Batterie angekommen, wurden wir mit Jubel empfangen. Feldweibel B. bestimmte, daß die beiden, die den Gefangenen eingebracht hätten, ihn auch zum Artilleriekommandeur bringen sollten. Man gab ihm Kaffee, Eßig verschmähte er, und dann zogen wir beiden mit unserem Ruffen, der sich unserm Feldweibel gegenüber durch die aus der Tasche gezogene Achselstüde inzwischen als Hauptmann ausgewiesen hatte, nach P. Vom Artilleriekommandeur wurden wir zum Brigade-Stubsquartier geschickt. Hier wurde eine kurze Verhandlung geführt. Auch der General und verschiedene höhere Offiziere nahmen hieran teil. Man ließ ihn auch wissen, daß wir an diesem Tage von seinem Regiment etwa 1000 Mann gefangen genommen hätten. Diese Nachricht schien ihn sehr schmerzlich zu berühren. Nach Beendigung der kurzen Verhandlung erhielt ich den Befehl, den Gefangenen nach S., einem Truppensammelpfad zu bringen und dort zu veranlassen, daß er möglichst schnell nach Löben befördert werde. So stapfte ich denn mit meinem Ruffen über die Schneefelder, immer schön drei Schritte hinter ihm, den geladenen Karabiner unter dem Arm. Nach einem Marsch von einer Stunde in N. angekommen, lieferte ich meinen Gefangenen ab, nachdem eine kurze schriftliche Verhandlung aufgenommen worden war. Am nächsten Tage ließ der Hauptmann uns beide, S. und mich, rufen und sagte uns, er freue sich, daß wir die Sache so gut gemacht und uns so geschickt dabei angestellt hätten, er danke uns, auch der Kommandeur habe sich nach unseren Namen erkundigt. . . . Noch etwas anderes will ich Euch zum Schluß erzählen. Ein Kamerad erhält neulich den Befehl, 105 Russen mit einer Begleitung von nur 12 Mann durch einen dunklen Wald nach der Stappenstation zu bringen. Alles geht auch gut. Am Witternacht am Ziele angekommen, läßt er abzählen. Beim Zuprüfen, es sind statt 105 — 133! Man noch Euch allen Lieben in der fernern Heimat herzlichste Grüße
Euer Kurt.

Feldpostbrief eines 19jährigen Kriegsfreiwilligen von der belgischen Ostgrenze v. 2. Jan. 1915. (Originalbericht.) . . . den Silvesterabend habe ich wie folgt verlebt: Nachdem wir (d. h. meine Quartiersleute und ich) ein extra gutes Mahl, bestehend aus zwei Hühnern und einer Ente, eingenommen hatten, tranken wir zur Feier des Tages noch eine Stange Tee, den ich von E. geschickt bekommen hatte. Um 10 Uhr legten wir uns alle schlafen. Meine beiden Kameraden, die mit mir im selben Quartier liegen, feierten draußen noch weiter. Um 12¼ Uhr werde ich plötzlich durch heftiges Klopfen an meiner Tür geweckt. Auf meine Frage, was eigentlich los sei, antwortete mir die Frau vom Hause: „Die Franzosen kommen, überall wird geschossen.“ In der Tat wurde in der ganzen Stadt scharf geschossen. Ich springe auf, laufe mein Gewehr und sehe zum Fenster hinaus. Zu allem Unglück kommt auch noch ein Trompeten angesprengt und bläst Alarm. Da gehe ich auf die Straße und frage einen vorübergehenden Posten, was eigentlich los sei. Dieser erklärte mir, daß nur das „Neue Jahr“ angeschossen würde. Das Blasen bedeute jedoch einen Probearm und alle Soldaten hätten sich auf dem Marktplatz einzufinden. Als ich nach einiger Zeit wieder ins Haus zurückkomme, um die Leute zu beruhigen, zeige sich mir ein schönes Bild. Vater, Mutter und ihre acht kleinen Kinder sowie zehn Leute aus der Nachbarschaft hocken mit klappernden Zähnen in dem großen Bierkeller und erwarten die Franzosen. Ich versuche ihnen nun zu erklären, daß keine Gefahr vorhanden sei, aber alles ohne Erfolg. Die Männer hocken in ihrer Ecke, die Frauen rennen auf und ab, und die Kinder schreien. Erst als ich in meiner Schlafmütze und Holzstiefeln erscheine und ein Glas Bier bestelle, wird es ruhiger. Am anderen Morgen hörte ich, daß in N. drei Leute in der Nacht vor Schreck gestorben seien. So feierte ich Neujahr in Feindesland.“

„Villa Pulfeuer“, den 26. 12. 14. (Originalbericht.)
Dir und Erich ein recht glückliches und frohes Neujahr! Mir geht es gut, bin gesund und munter und sitze in der holzgefütterten Erdhöhle „Pulfeuer“, so genannt, weil sie am ersten Weihnachtsmorgen wegen mangelhafter Ofenrohrisolierung mit ihrem Strohdach ein „Pulfeuerchen“ wurde. Jetzt ist sie neu erkanden, wohl durchwärmt. Auf dem Tisch steht ein Tannenbäumchen, das jeden Abend mit Lichtern brennt. Tannen sind nicht rar, denn wir stehen am Tannenwalde, in einem dichten künstlich geschaffenen Tannenhain, der unsere Kanonen und uns gegen Licht durch den 1800 Meter vor uns stehenden Feind schützt. Alles, neben den Unterständen, von unseren Kanonieren mit viel Fleiß und Liebe hergerichtet. In solchen Dingen erriecht sich das Kriegsvolk allmählich Pragis und Meisterschaft. Bannleich unsere Weihnachtspakete ausliehen, größtenteils weil die edle Feldpost sie in — Gnesen, 150 Kilometer westlich von uns, gelassen hat, so wurde doch Heiligabend mit Gabenderteilung gefeiert. Hans Allstein u. Ko. hatte vor einiger Zeit einige große Kisten mit Wollfäden und Sühligkeiten gesendet, die unter einem großen lichterglänzenden Weihnachtsbaum im Walde, den Augen der Feinde verborgen, verteilt wurden. Zu Weihnachtsliedern langle die Stimmung nicht, denn über unseren Köpfen sausten die pfeifenden Schrapnells. Trotzdem ist aber unsere Mannschaft wohlgestimmt, wie beifolgendes Liedchen beweist, vom Unteroffizier und Kommandeur meiner 6. Batterie:

Als die Russen frech geworden,
Bogen sie nach Deutschland hin.
Borne mit Trompetenschall
Und mit viel Revolverknall
Mitten die Kosaken.

In dem Allenstein Walde
Schrapnell's piffen — oh wie balde
Wagen lagen kreuz und quer.
Ach, das arme russische Heer
War schon halb vernichtet.

Dann in den Masur'schen Seen
Müßten sie dann baden gehen.
Auch Kanonen konnt' man seh'n
Viele in den Sümpfen steh'n,
Ach, die da versunken!

Als der Rest nun kam gen Osten,
Da war nichts mehr auf dem Posten,
Und der Zar, er seufzte sehr:
Hindenburg — du böser Herr,
Bist mein Heer mir wieder.

Der das Liedchen hier erbacht,
Einer ist's, der's mitgemacht.
O, du armer Knechtenkampf,
Sagtest damals sehr im Dampf,
Grad wie in der Hölle!

Wir sind unter Kämpfen östlich L. über S. vorgeedrungen, haben beide wichtige Bahnstrecken also in unseren Händen. Hier im Walde, hinter einem Flußabschnitt, entspinnt sich al' er ein Schanzenkampf seit fünf Tagen; soeben greift unsere Nachbardivision im Sturm an, rechts von uns machen gefern nachmittags die Russen einen Vorstoß. Erfolg: sie hatten 2000 tote, verloren 1600 Gefangene! Wir „feiern“, indem wir in unserer Abschnitt sehr wenig schießen heute. Wann die große Schlacht ein Ende nimmt, weiß ebensowenig jemand, wie wann der Krieg endet. Gott gebe, daß er mal ein glückliches Ende nimmt. Daß dies geschehe und es Euch gut gehe, ist mein Neujahrswunsch!

Russen und Serben.

Ein Ungar läßt sich wie folgt vernehmen:

Die Gunst der Russen zu erwerben,
War stets das höchste Ziel der Serben;
Sie wollten unser Land verderben,
Um dann ein Stück davon zu erben.

Bergebens war das Liebeswerben,
Denn Rußland ließ im Stich die Serben;
Nun geht ihr ganzes Reich in Scherben
Und auch der Russe liegt im Sterben.

Wenn wir euch schlamm das Leder geben,
Mit eurem Blut die Erde färben,
An diesem Schicksal, diesem Herben,
Seid selbst ihr schuld, ihr frechen Serben.

H. B.